

Handlung korreliert auch das ungestörte Zusammenspiel beider Komponenten. Unregelmäßigkeiten in Naturmaterialien, Verfärbungen von Leder oder Risse im vielfach wiederbeschriebenen Pergament können das Lesen beeinträchtigen. Mit der einfachen Handhabung wird zudem etwas aufgerufen, das an späterer Stelle dieser Auseinandersetzung an Bedeutung gewinnt: die auf die Bedürfnisbefriedigung der Nutzenden bzw. Lesenden ausgerichtete Wahl des Mediums (*convenience*).

Mit Papier wurde schließlich ein weiteres lesespezifisches Material geschaffen, das nicht, wie Stein, Metall, Holz, Ton etc. in anderen Nutzungszusammenhängen bereits Verwendung fand und sich zusätzlich als Schriftträger eignete. Das Material wurde aus zerkleinerten, aufgeschwemmten Pflanzenfasern geschöpft und getrocknet. Es vereint die Nutzungsvorteile der Mobilität, des Fassungsvermögens, der Verfügbarkeit, der Oberflächenstruktur und damit einhergehenden gleichmäßigen Saugfähigkeit, während seine Haltbarkeit die seiner Vorgänger nicht übersteigt. Die Herstellung von Papier krönt die Suche nach einem Material, das die Ansprüche der bis dahin entstandenen Schriftkultur erfüllt. Im 2. Jahrhundert v. Chr. in China entwickelt, gelangte die Technik im 7. Jahrhundert über Indien nach Ägypten und wurde dort im arabischen Raum im 8. Jahrhundert optimiert.⁷⁸ Im 12. Jahrhundert gelangte das Wissen um die Papierherstellung nach Europa.⁷⁹ Nur 250 Jahre später erfand Johannes Gutenberg den Buchdruck und schuf damit neben dem Papier das zweite grundlegende Element der Schriftkultur bis ins späte 20. Jahrhundert.

2.4 Lesen als Kulturtechnik: Medialität und Körperlichkeit im historischen Wandel

Die Kulturtechnik Lesen findet ihre Anfänge Ende des 4. Jahrtausends v. Chr. Zu dieser Zeit lässt sich noch nicht von einer Kulturtechnik sprechen, da ihre Ausübung noch äußerst beschränkt war. In den mündlich geprägten frühen Hochkulturen der Antike war die Lesefähigkeit ein Privileg und an die gesellschaftliche Position des Einzelnen geknüpft. Das Privileg der Literalität setzt einerseits die Alphabetisierung, andererseits den Zugang zum Lesestoff voraus. Dieser war bei den Griechen eng verknüpft mit einem höheren Bildungsgrad, der religiös und politisch hochgestellten Männern vorbehalten war.⁸⁰

78 Vgl. Haarmann, *Geschichte der Schrift*, S. 67.

79 Vgl. Meyer, Carla, Sauer, Rebecca, »Papier«, in: Meier/Ott/Sauer (Hg.), *Materiale Textkulturen*, S. 355–370, hier: S. 355–367.

80 Vgl. Hartmann, Benjamin, »Antike und Spätantike«, in: Rautenberg/Schneider (Hg.), *Lesen*, S. 703–718, hier: S. 705.

Große Inschriften auf Steinwänden oder -stelen deuten, wie oben beschrieben, auf eine öffentlich ausgeübte Lektüre hin. Angesichts des einprozentigen Bevölkerungsanteils⁸¹, der bspw. für die griechische Gesellschaft um diese Zeit als alphabetisiert angenommen wird, liegt für diese, jedem sichtbar präsentierten, Texte jedoch eher eine symbolische Bedeutung nahe. Joseph Day argumentiert anhand der beschrifteten Sockel der Weihgaben auf der Akropolis in Athen jedoch für ein Gelesenwerden dieser frühen Inschriften durch die Bevölkerung. Die Positionierung der »Schrift auf Augenhöhe«⁸², die große und teilweise farbige Schriftgestaltung sowie die einfache Struktur und Verwendung von *formulae* (wiederkehrende Wendungen) sprechen für diese Möglichkeit.⁸³

Vielzählige handliche Formate, darunter beidseitig beschriftete Tontafeln, Lederrollen und Wachstafeln unterscheiden sich von immobilen Trägermedien durch ihre Transportfähigkeit und die Ungebundenheit an einen Wirkungsort.⁸⁴ Sie suggerieren ein Lesen als Alltagspraktik, da sie religiöse und schützende Texte transportieren und am Körper der Lesenden getragen werden konnten. Mobile Schriftträger, und folglich die an ihnen ausgeübte Praktik, sind, so Christoffer Theis, in ein »weiteres epistemisches Handlungsfeld«⁸⁵ integriert als immobile Schriftträger. Die materielle und ideelle Kostbarkeit einzelner Schriftträger und die damit einhergehenden Lagerungsbedingungen sowie die Aufenthalts- und Arbeitsstätten der Schriftgelehrten verorten das Lesen wiederum an sakralen Orten, in Bibliotheken und Archiven. Die Texte konnten nicht aus ihren Lagerungsstätten entfernt werden, ihre Rezeption erfolgte vor Ort. Hier hängt die eingeschränkte Mobilität des Trägermediums nicht mit seiner Transportabilität zusammen, sondern mit seiner Wertzuschreibung und der daraus resultierenden Schutzbedürftigkeit.

Im 6. Jahrhundert sind Graffiti als informelle Variante der öffentlichen Gravuren ein Zeugnis für den Aufschwung einer Leserschaft in der griechischen Bevölkerung.⁸⁶ Mit der Verbreitung des griechischen Alphabets im frühen 8. Jahrhundert erlangte die Schriftkultur in Griechenland einen etwas weniger exklusiven Status. Der Anteil der Leserschaft an der griechischen Bevölkerung wuchs auf circa 5-10%.⁸⁷ Der übrige Teil der griechischen Bevölkerung bekam Informationen und Erzählungen weiterhin vorwiegend mündlich vermittelt.

81 Vgl. ebd.

82 Berti, Irene et al., »Lesen und Entziffern«, in: Meier/Ott/Sauer (Hg.), *Materiale Textkulturen*, S. 639-650, hier: S. 644.

83 Vgl. ebd., hier: S. 644-646.

84 Vgl. Theis, Christoffer, »Mobile und immobile Schriftträger«, in: Meier/Ott/Sauer (Hg.), *Materiale Textkulturen*, S. 611-618, hier: S. 611.

85 Vgl. ebd., hier: S. 617.

86 Vgl. Hartmann, »Antike und Spätantike«, hier: S. 705-707; vgl. Baines, John, »Literacy and ancient Egyptian society«, in: *Man* 18.3 (1983), S. 572-599, hier: S. 584.

87 Vgl. Harris, William V., *Ancient Literacy*, Cambridge (Mass.) 1989, S. 102-107.

Lesen bedeutete so weiterhin vornehmlich Vorlesen oder aber Zuhören, sei das im Kontext philosophisch-wissenschaftlicher Erziehung oder des öffentlichen oder privaten Vortrags.⁸⁸

Lesen als literarische Praktik, die nicht an einen pragmatischen Zweck gebunden ist, beginnt im Römischen Reich ab dem 1. Jahrhundert als ein Vorlesen im Kontext aristokratischer Unterhaltungskultur. Es entwickelt sich schnell zu einem »substanzielle[n] Teil des idealen Tagesablaufs eines Mitglieds der literaten Oberschicht.«⁸⁹ Gebräuchlich waren auch hier sowohl die private Lektüre als auch das laute Lesen als Vorlesen.⁹⁰ Somit hebt sich die Ortsgebundenheit an Lesesäle und Bibliotheken auf, die mit dem exklusiven Status des Lesens in seinen Anfängen einhergeht. Auch außerhalb der Oberschicht wurde gelesen, dennoch betrug der Anteil der Leserschaft an der Gesamtbevölkerung noch immer nicht mehr als 15 %.⁹¹ Informationen an Hauswänden und Buchführung im Handels- und Dienstleistungssektor legen jedoch ein Lesen als Alltagspraktik nahe.

Die körperliche Eingebundenheit erstreckt sich von alltäglichen Grundpositionen zu spezialisierten Haltungen als Teil einer Lesetechnik. Das Lesen von Schrift auf Wänden und Grabsteinen erfordert lediglich die körperliche Präsenz, das Stehen oder Sitzen, das Wenden des Kopfes. Säulen, Stelen und Statuen, die ringsum mit Schrift versehen sind, müssen umrundet werden und der ganze Körper setzt sich in Bewegung. Mit den mobilen Schriftträgern kommen bedienende Fertigkeiten des Drehens (von Scheiben), Wendens, Rollens, Faltens und Blätterns zur grundsätzlichen Lesekompetenz hinzu.

Zwei Formate dominieren materialunabhängig die Lesepraktik in der analogen Schriftkultur: Die Rolle, die als Längs- oder Querrolle konzipiert ist und der Codex, der als Lagenformat hauptsächlich das Format Buch beschreibt. Ausnahmen bilden bspw. Leporellos (Faltbücher) und

indische, tibetische und südostasiatische Palmblattsutren, die lose in einer Schachtel liegen, zwischen zwei Holzbrettchen gepresst, auf Stifte aufgespießt oder auf eine Schnur aufgefädelt werden.⁹²

Die zeitliche Einordnung dieser formatabhängigen Praktiken erstreckt sich über die Verwendung von Leder- und Papyrusrollen seit dem 3. Jahrtausend v. Chr. und dem Aufkommen von Kodizes im 2. Jahrhundert v. Chr. bis in die Gegenwart. Der Wechsel von der Rolle zum Codex als vorherrschendem Format vollzieht sich im 5.

88 Hartmann, »Antike und Spätantike«, hier: S. 708.

89 Vgl. ebd., hier: S. 712.

90 Vgl. ebd.

91 Vgl. ebd.

92 Giele, Enno, Peltzer, Jörg, Trede, Melanie, »Rollen, Blättern und (Ent)Falten«, in: Meier/Ott/Sauer (Hg.), *Materiale Textkulturen*, S. 677–694, hier: S. 677.

Jahrhundert n. Chr. Die (er-)öffnende Handlung verschiebt sich mit diesem Wechsel vom Aufrollen zum Aufschlagen oder Aufklappen. Die Öffnung (von oben/unten, links/rechts, vorne/hinten) indiziert zugleich die Leserichtung und hängt von der jeweiligen Schriftkultur ab.

Das Setzen von Lesezeichen lassen Rollen nur bedingt zu. Bei einer Unterbrechung der Lektüre kann die aktuell gelesene Stelle fixiert werden, indem die Rolle zweispulig aufgewickelt wird. Eine Lektüre, in der große Passagen im Text ausgelassen werden, ist in der Rolle nur durch vollständiges Aufrollen möglich. Das Lagenformat des Codex ermöglicht hingegen das Auslassen größerer Passagen durch Blättern, auch mehrerer Seiten am Stück. Auch hier existieren natürlich Ausnahmen und Mischformen, die jedoch eher archivarisches als lesepraktisches Zwecke dienen.⁹³

Den Vorgang des Lesens an der Papyrusrolle beschreibt Christine Luz eingehend:

In der unbenutzten Buchrolle ist der Text in ihren Windungen verborgen. [...] Zum Lesen wird die Rolle in beide Hände gelegt. Während die rechte die Rolle abwickelt, so dass jeweils eine oder mehrere Kolumnen sichtbar sind, wickelt die linke Hand den bereits gelesenen Teil wieder auf. [...] Nach dem Lesen muss die Rolle wieder zurückgerollt werden.⁹⁴

Das Format des Mediums gibt als Handlung das Abwickeln vor und ermöglicht das Lesen nur unter Einsatz des Lesekörpers, der das Material greifen und dessen Position verändern muss. Sowohl der Körper als auch das Material nehmen Positionen ein, die sich in Beziehung zum jeweils anderen ergeben. Der Textausschnitt, der für Lesende sichtbar wird, steht in direkter Verbindung zu ihrer individuellen Präferenz oder körperlichen Disposition.⁹⁵

Der Leser einer Papyrusrolle hat damit eine kontinuierliche Abfolge von verhältnismäßig homogenen Textblöcken vor sich [...]. Durch das Auf- und Zurollen bestimmt der Leser selbst, wie viel Text er gleichzeitig ins Auge fassen will, anders als beim Buchformat, wo die Menge des sichtbaren Texts auf die geöffnete Doppelseite beschränkt ist.⁹⁶

Die Dimensionen der materiellen und gestalterischen Beschaffenheit sowohl von Rollen als auch von Kodizes orientieren sich kulturunabhängig tendenziell am

93 Vgl. ebd., hier: S. 678–681.

94 Luz, »Die Buchrolle und weitere Lesemedien in der Antike«, hier: S. 263f.

95 Die Größe der Hände und Länge der Arme des Lesenden beeinflussen seine individuelle Ausführung des Abwickelns.

96 Ebd., hier: S. 264.

»menschlichen Körpermaß und Bewegungsapparat.«⁹⁷ Hier wird die Wechselbeziehung von Körperlichkeit und Materialität deutlich, indem das Material auf den gebrauchenden Körper hin ausgerichtet wird, dieser Körper bei der tatsächlichen Benutzung jedoch auf die Erfordernisse des Materials eingehen muss.

Kontinuität und Linearität bestimmten den Rezeptionsprozess an der Rolle. Lesende entscheiden selbst, welche Textabschnitte gleichzeitig sichtbar sein sollen, während der Codex den Lesenden eine feste Sinneinheit, die (Doppel-)Seite, vorschreibt.

Dies ermöglicht ein simultanes Überblicken einer größeren Textpassage, bringt aber gleichzeitig den Verlust der Kleinstruktur mit sich, den das Buch durch seine Seiteneinteilung gewährt. [...] Der Leser erhält also keine vom Format des Lesemediums vorgegebene Hilfe, sich im Text zu orientieren [...].⁹⁸

Ein weiterer Unterschied zum Buchformat liegt in der steten Ab- und Aufrollbewegung der Hände, wohingegen das Umblättern eine punktuelle Bewegung darstellt, die in gleichmäßigen Intervallen wiederholt wird. Luz spricht daher im Zusammenhang mit der Rolle von einer »besonderen *Dynamik*«. ⁹⁹ Die Materialität des Mediums birgt noch einen weiteren Faktor, der sich auf den Leseprozess auswirkt:

Da sich die Buchrolle automatisch wieder zurollt, wenn sie auf eine Unterlage gelegt und nicht festgehalten wird, sind in der Regel beide Hände am Leseprozess beteiligt. Dies bringt nicht nur einen unvermeidlichen Körperkontakt mit dem Medium mit sich, es verhindert oder erschwert zumindest auch, dass der Leser gleichzeitig einer anderen Beschäftigung nachgeht.¹⁰⁰

Die Ausnahme bildet die Zuhilfenahme von Hilfsmitteln, um an mehreren Texten vergleichend zu arbeiten, um bspw. Notizen oder Abschriften anzufertigen.

Dynamik, Linearität und Kontinuität siedeln das Lesen der Rolle mitsamt der *scriptio continua* nah an der mündlichen Tradition an, denn »auch die gesprochene Sprache besteht [...] aus einer linear fortlaufenden Lautkette, die nicht nach jedem Wort unterbrochen wird.«¹⁰¹ Das schriftliche Medium steht der mündlichen Kommunikation in diesem Stadium noch näher als das spätere Buchformat.

Der Pergamentcodex entsteht im späten 1. Jahrhundert und beginnt im 4. Jahrhundert die Schriftrolle abzulösen. Das buchähnliche Medium, das als direkter Vorläufer des Buches gilt, ist eine Weiterentwicklung der Wachstafeln.

97 Giele, Enno, Peltzer, Jörg, Trede, Melanie, »Rollen, Blättern und (Ent)Falten«, hier: S. 683.

98 Luz, »Die Buchrolle und weitere Lesemedien in der Antike«, hier: S. 264.

99 Ebd., hier: S. 264, eigene Hervorhebung.

100 Ebd.

101 Ebd., hier: S. 265.

Zu mehreren an einer Kante zusammengebunden, bildeten sie ebenfalls ›codices‹, die jedoch vornehmlich für administrative, rechtliche, ökonomische und schulische Schriftpraktiken Verwendung fanden. Wegweisend war schließlich der Austausch des Trägermaterials durch Papyrus bzw. Pergament und die Anwendung auf literarische Werke.¹⁰²

Dieser Medienwandel veränderte den Lesevorgang in technischer Hinsicht: »Anstatt gerollt wurde nun geblättert, anstatt zweier Hände wurde nur noch eine Hand benötigt.«¹⁰³ Der Codex war kompakter und mobiler als die Papyrusrolle. »Er war platzsparender und damit billiger als die Rolle; dazu handlicher und leichter zu transportieren.«¹⁰⁴ Dieser Aspekt der materiellen Mobilität kam der Verbreitung religiöser Inhalte zugute. Die Christen zogen das neue Trägermedium der Papyrusrolle daher vor und trugen maßgeblich zur Verbreitung des Codex bei. Als Bindeglied zwischen den technischen Errungenschaften der Schriftrolle und des Buches bot der Codex bereits mehrere Vorteile: Er verfügte über mehr Kapazität, schützte den Text besser vor Beschädigung und bot genügend Platz für Notizen.¹⁰⁵

Die Steigerung der Kapazität ging mit einer stärkeren Strukturierung der Sinnabschnitte einher. Diese wurden Lesenden im Codex in unveränderbaren Einheiten präsentiert, die von der Kapazität einer Seite abhingen. Die Lesenden konnten nicht individuell über die Länge des für sie gleichzeitig sichtbaren Textes bestimmen, wie es bei der Nutzung der Papyrusrolle der Fall war. Das Trägermedium verfügte meist über einen stabilen Einband und blieb einmal aufgeschlagen in dieser Position liegen. Hilfsmittel konnten zum Beschweren von Seiten verwendet werden. Das Arbeiten an mehreren Codices wurde dadurch vereinfacht. Die Hände der Lesenden blieben phasenweise frei, wodurch eine vom Buch unabhängige Position möglich wurde – vorausgesetzt, der Blick auf den Text wurde nicht verstellt.

Mit der Entstehung von Bibliotheken im hellenistischen Reich ab dem 3. Jahrhundert v. Chr. erhielt das Lesen die institutionelle Bindung, die noch heute mit dem Lektüreprozess assoziiert wird. In repräsentativen Säulenhallen wurde gelesen, gesäumt von »unterschiedlichen hölzernen Aufbewahrungsbehälter[n]«¹⁰⁶, in denen die Sammlungen von Büchern nun katalogisiert und editiert wurden. Die begrenzte Leserschaft sowie die Lagerung der Texte in Archiven und Tempeln und

102 Hartmann, »Antike und Spätantike«, hier: S. 714.

103 Ebd., hier: S. 715.

104 Ebd.; vgl. Roberts, Colin H., Skeat, Theodore C., *The birth of the codex*, Oxford 1983, S. 45–53.

105 Vgl. Luz, »Die Buchrolle und weitere Lesemedien in der Antike«, hier: S. 274.

106 Hartmann, »Antike und Spätantike«, hier: S. 710; vgl. Coqueugniot, Gaëlle, *Archives et bibliothèques dans le monde grec. Édifices et organisation. Vesiècle avant notre ère – IIe siècle de notre ère*, Oxford 2013, S. 40f.

später Bibliotheken legen die Vermutung nahe, dass das Lesen in ruhiger, konzentrierter Umgebung stattfand. Dabei wurde an mehreren Texten zugleich gelesen.

Neben der Sammlung waren die Gelehrten mit der Überprüfung und Anordnung des Wissens beschäftigt. Voneinander abweichende Versionen von Texten, die durch Generationen von Abschriften entstanden waren, wurden erstmals mit Hilfe philologischer Methoden verglichen, korrigiert, standardisiert und zu Editionen verarbeitet.¹⁰⁷

Textedition setzt voraus, dass Lesende mehrere Versionen eines Textes miteinander vergleichen, um deren Unterschiede zu erkennen. Dabei wandert ihr Blick zwischen den Schriften hin und her und kann nicht dauerhaft in einem der Texte verweilen, wenn sie ihre Aufgabe erfüllen wollen. Auch benötigen die Lesenden ein Schreibwerkzeug, um sich Notizen zu machen oder aber die standardisierte Textversion während der Lektüre zu entwerfen. Schriften eines Feldes wurden nun zunehmend in Sammlungen zusammengefasst. Im Zuge dessen erfuhr auch die formale Erscheinung der Texte eine Veränderung, die das Lesen erleichterte. Der teilweise Verzicht auf die *scriptio continua* und die Einführung von Interpunktionszeichen erleichterten die Orientierung im Text während der Lektüre, die aufgrund der variierenden Ausführungen der handschriftlich verfassten Texte bis dahin mit einem erhöhten Leseaufwand verbunden war.¹⁰⁸

Mit der Christianisierung des Römischen Reiches im 4. Jahrhundert stellte die im 3. Jahrhundert kanonisierte Bibel den vorrangigen Lektüregegenstand dar. Strebten Lesende der Kaiserzeit nach einem möglichst umfassenden Wissen und damit einhergehend einem extensiven Lesemodus, war das spätantike Leseverhalten auf die intensive Lektüre heiliger Texte ausgerichtet. Gelesen wurde mit dem Ziel, sich die Texte einzuprägen und in Kontemplation zu rezipieren. Parallel zur Lektüre wurden Abschriften und Kommentierungen sowie Erläuterungen angefertigt.¹⁰⁹ Der Lesevorgang wechselte zwischen Phasen der konzentrierten Versenkung in den Text und Phasen der schriftlichen Reflexion, in denen Lesende den Blick zwangsläufig vom Lektüretext abwendeten, um eine Notiz am Seitenrand hinzuzufügen. Die intensive Lektüre ist mit der Entstehung des Mönchstums im 4. Jahrhundert verbunden und führt am Ende des 5. Jahrhunderts zu einem erneut exklusiven Status des Lesens als Praktik von Experten. Das in Kirchen und Klöstern praktizierte *meditierend-zentripetale Lesen* zeichnet sich durch »wiederholende[s], halblaut murmelnde[s] ›Wiederkäuen‹ der Worte (›ruminatio‹) [aus] [...] bei

107 Hartmann, »Antike und Spätantike«, hier: S. 710.

108 Vgl. Berti, »Lesen und Entziffern«, hier: S. 641.

109 Vgl. Hartmann, »Antike und Spätantike«, hier: S. 715; vgl. Cavallo, Guglielmo, »Vom Volumen zum Kodex. Lesen in der römischen Welt«, in: Chartier/Cavallo (Hg.), *Die Welt des Lesens*, S. 99-133.

der sich die physische Aktivität und die Aufnahme des Wortes [...] verbinden.«¹¹⁰ Die auch als ›hörendes‹ Lesen bezeichnete Praktik wurde zumeist an Bibeltexten und Schriften in religiösem Kontext ausgeübt. Eine andere übliche Form der Lektüre war die Tischlesung, in der täglich ein Vorlesender Ordensschriften und Messen dem schweigenden Konvent vortrug. Die dritte Form des Lesens in geistlichen Einrichtungen stellte der Gesang dar, der ähnlich der Lesung im Ausformulieren der Texte und dem Rezipieren durch eine Hörschaft bestand. Dem *meditierend-zentripetalen* Lesen ähnlich ist das kontemplative Lesen im Zusammenhang mit der deutschen Mystik, das das individuelle Lesen voraussetzt und auf Versenkung abzielt.¹¹¹

Im nicht-religiösen Kontext konzentriert sich das *studierende* Lesen auf den Erkenntnisgewinn u.a. aus klassischen Texten der römischen Antike und Spätantike. In Lateinschulen und später philosophischen Fakultäten der Universitäten wurde die *lectio* praktiziert. Sie war eine komplexe Lesart, die nicht nur das gleichzeitige Lesen und Schreiben beinhaltet, sondern eine Kommentierung grammatischer, rhetorischer und verständnisspezifischer Aspekte sowie vorangestellte Erläuterungen und Zusammenfassungen (*accessus* und *argumenta*) umfasst. Die Funktion dieser Form des Lesens liegt im Erwerb praktischer Fähigkeiten und kultureller Bildung.¹¹²

Um die zunehmende Menge an Schriftwerken zu koordinieren, wurden im 12. Jahrhundert mehrbändige Handbücher oder Summenwerke angefertigt, die Themenkomplexe systematisch zusammenfassten. Sie ermöglichten den gezielten Zugang zum Wissen eines gesamten Feldes und verfügten über ausführliche Gliederungsapparate. Die grundlegende Änderung des Lesens, die mit dieser formalen Entwicklung einhergeht, ist der Wechsel von einem fortschreitenden Erfassen des Textes zu »eine[r] zielgerichtete[n] punktuelle[n], wissens- und problemorientierte[n] Lektüre«¹¹³, dem *konsultierenden*, *informierenden* und *selektierenden* Lesen. Für die Praktik bedeutet dies die Abfolge von intensiven *linearen* Lektürephasen, in denen ein Text erfasst wird und Recherchephasen, in denen das Auf- und Zuschlagen von geeigneten und verworfenen Handbüchern sowie das Überfliegen von Registern und Blättern im Vordergrund stehen. Im akademischen Bereich blieb das Vorlesen weiterhin wichtiger Bestandteil des Unterrichtens. Weiterhin bildete das Vorlesen den grundlegenden Zugang zu Lesestoffen, vornehmlich Romanliteratur, für den illiteraten Adel des 13. und 14. Jahrhunderts. Lesen wird in diesem Zusam-

110 Griese, Sabine, Henkel, Nikolaus, »Mittelalter«, in: Rautenberg/Schneider (Hg.), *Lesen*, S. 719–738, hier: S. 724.

111 Vgl. ebd., hier: S. 724.

112 Vgl. ebd., hier: S. 725.

113 Ebd., hier: S. 726.

menhang zur kulturellen Geste, die sich einreihet in Unterhaltungspraktiken wie das Spielen von Instrumenten, das Schachspiel und den Gesang.¹¹⁴

Die Errungenschaft des Buchdrucks ca. 1440 markiert den Übergang vom *Skriptographeum* zum *Typographeum*,¹¹⁵ man spricht ebenso von non-typographischen und typographischen Schriftkulturen.¹¹⁶ Die Vervielfältigung von Schriften, die bisher als Unikate galten, beendete die Monopolstellung des Klerus und führte durch den vereinfachten Zugang zur Alphabetisierung der breiten Bevölkerung.

Im 15. Jahrhundert wurden im deutschsprachigen Raum Andachts- und Gebetsbücher gedruckt, bei denen erstmals der Aspekt der Leserfreundlichkeit aufkam. Um den Einstieg in die Lektüre an jeder Stelle zu ermöglichen, wurden Texte mit Zeichnungen, Überschriften versehen und in Paragraphen gegliedert. »Wichtig sei, dass man kurze Textpassagen lese und keinesfalls übereilt oder unkonzentriert«¹¹⁷, heißt es als Leseanweisung im Vorwort der Gebetsbücher. Das *lineare* Lesen kurzer Abschnitte wird dem kontinuierlichen *linearen* Lesen vorgezogen. Schnelles oder *selektierendes* Lesen wird hier mit geringer Konzentration verbunden und als unproduktiv betrachtet.

Mit der narratologischen Herausbildung von Autorenfiguren wurde bereits im 12. Jahrhundert eine weitere Form des Lesens etabliert. Inszeniert wurde diese, indem der schreibende Erzähler im Prolog die aufwendige Suche nach geeigneten Worten verhandelt. »Intensives Lesen und Nachforschen in Büchern sind die Tätigkeiten des nach einem Sujet suchenden Autors.«¹¹⁸ Die Thematisierung des Lesens als Metafiktion formt eine »Programmatik von Lesen, Schreiben und wieder Lesen«¹¹⁹. Hier wird sowohl ein intensives *konsultierendes* Lesen auf Seiten der Produktion (die Recherche der Autorfigur) als auch ein gespanntes *lineares* Lesen auf Seiten der Rezeption evoziert (das Resultat eines spannenden Sujets). Im Kontrast dazu lassen sich die pragmatischen Lesemodi im Kontext von Urkunden- und Rechtswesen, von Verwaltungsschrifttum und Anleitungen jeder Art wie Rezepten oder Bauvorgaben usw. nennen. Lesen und Vorlesen dienen hier der alltäglichen Bedürfnisbewältigung. Dementsprechend konstatiert Sabine Griese für das Mittelalter ein vielfältiges »gruppen- und institutionenspezifische[s] Nebeneinander unterschiedliche[r] Praktiken des Lesens.«¹²⁰

114 Vgl. ebd. hier: S. 728.

115 Vgl. Münkner, Jörn, *Eingreifen und Begreifen. Handhabungen und Visualisierungen in Flugblättern der Frühen Neuzeit*, Berlin 2008, S. 7.

116 Vgl. Meyer, Carla, Meier, Thomas, »Typographisch/non-typographisch«, in: Meier/Ott/Sauer (Hg.), *Materiale Textkulturen*, S. 199-206.

117 Griese/Henkel, »Mittelalter«, hier: S. 730.

118 Ebd., hier: S. 732.

119 Ebd., hier: S. 732.

120 Ebd., hier: S. 735.

Im 16. Jahrhundert treten im Zuge der Reformation illustrierte Flugblätter bzw. Einblattdrucke, Flugschriften und Broschüren in den Vordergrund. Zwar hat das Buch als Format, vor allem mit der Bibel, noch immer einen festen Stand im Schriftbetrieb, mit dem Flugblatt werden Inhalte nun jedoch einer breiteren Klientel zugänglich gemacht. Daraus lässt sich auf einen mittlerweile stark gewachsenen Anteil der Leserschaft in der Bevölkerung schließen. Auch die Vielzahl an Druckerzeugnissen spricht dafür: »Volksmedizinische Schriften mit diätischen und therapeutischen Anleitungen, Arznei- und Kräuterbücher, auch Kochbücher«¹²¹ und Anleitungen zur Hygiene zeugen von einer Allgegenwärtigkeit der pragmatischen Lesepraktik im Alltag der neuzeitlichen deutschen Gesellschaft. Und auch dem Lesen von Romanen, Epen und antiken Dramen in Prosaeditionen, Chroniken und Legenden zur Unterhaltung kam ein relevanter Stellenwert zu. Dabei waren die Praktiken des Lesens, Vorlesens und Zuhörens weitgehend gleichgestellt.

Eine Unterscheidung kristallisierte sich jedoch heraus: Im religiösen Kontext üblich waren »stilles oder leises Lesen als individueller, einsamer Akt, Lesen zu mehreren in kleinem Kreis und schließlich der Wechsel von Vorlesen und Selbstlesen während der Liturgie.«¹²² Im säkularen Sektor verstand sich »Lesen als Akt der schnellen Informationsgewinnung und des Nachschlagens.«¹²³ Die »spirituelle Erfahrung« stand zur Zeit der Reformation im Zentrum des Leseprozesses. Die Aufforderung zum Lesen galt allen Gläubigen und sollte ihnen das *neue Erleben* durch die Lektüre ermöglichen.¹²⁴

Für das 17. Jahrhundert konstatiert Erich Schön eine Stagnation der Alphabetisierung, deren Ursache im Dreißigjährigen Krieg zu finden ist. Im Zuge des Krieges rückte die Informationsgewinnung in den Vordergrund. Die Produktion von Zeitungen stieg, da diese eine große Reichweite bedienen konnten. Auch nach Kriegsende hielt die gesteigerte Zeitungsnachfrage und -produktion an und ermöglichte einen erneuten Aufschwung der Lesepraktik. Während des Krieges gewann zudem die Lektüre von Briefen an Bedeutung.¹²⁵

Zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert institutionalisierte sich das Lesen im Kontext privilegierter Kreise zur höfischen Praktik, die in Privat- und Hofbibliotheken als schreibendes oder *differenzierend-studierendes* Lesen ausgeführt wurde.

121 Schneider, Ute, »Frühe Neuzeit«, in: Rautenberg/Schneider (Hg.), *Lesen*, S. 739-764, hier: S. 743.

122 Ebd., hier: S. 745.

123 Ebd.

124 Vgl. Chartier, Roger, Cavallo, Guglielmo, »Einleitung«, in: dies./Cavallo (Hg.), *Die Welt des Lesens*, S. 9-58, hier: S. 50f., vgl. Schneider, »Frühe Neuzeit«, hier: S. 743-747.

125 Vgl. Schön, Erich, »Geschichte des Lesens«, in: Franzmann, Bodo et al. (Hg.), *Handbuch Lesen*, München 1999, S. 1-85, hier: S. 19.

Im Zuge der Aufklärung veränderte sich die Funktion des Lesens, neue Lesepraktiken traten in Erscheinung, neue Lesestoffe sowie Gesellschaftsschichten wurden erschlossen.¹²⁶ Periodizität als neues Attribut des Lektüreangebotes, in Form von Wochenschriften, führte zu einem neuen Umgang mit dem Lesemedium, der als weitere Form zu den bestehenden Lesemodi hinzukam und diese nicht etwa ablöste. Ende des 18. Jahrhunderts war der Zugang zu Büchern in Bibliotheken für den Großteil der Leserschaft erschwert und nur durch käuflichen Erwerb oder durch sogenannte Lesegesellschaften gewährleistet.¹²⁷ Diese bildeten sich bereits ab Mitte des 18. Jahrhunderts, indem meist bürgerliche Lesende ein gemeinsames Zeitschriftenabonnement nutzten und sich in Lesekabinetten zur kollektiven Lektüre und kritischen Besprechung zusammenfanden. Der Aspekt der Austausch- und Anschlusskommunikation ist beim kollektiven, organisierten Lesen zentral und findet sich heute im *social reading* wieder. Dass man sich auf einen gemeinsamen Lesegegenstand einigen musste, übte die Lesenden in demokratischer Entscheidungsfindung. Das und die kritischen Literaturbesprechungen bildeten die Grundlage für die Entstehung einer literarischen und politisch-kritischen Öffentlichkeit.¹²⁸

Zugleich wurde Lesen als private Praktik ausgeführt und zum intimen Akt stilisiert. Die Gewinnung empirischer Kenntnisse sowie die einsame Reflexion standen hier im Vordergrund.¹²⁹ Alfred Messerli beschreibt die Abwendung vom kollektiven Akt des Lesens als Flucht vor einem normativen Gefüge aus Familien- und/oder Dorfstrukturen.¹³⁰ Das wiederentdeckte stille Lesen führte zu einer gesteigerten Lesegeschwindigkeit. Die »professionelle Lesepraxis der Gelehrten [...] [avancierte] zur Lesetechnik des nach Unterhaltung suchenden Bürgertums.«¹³¹ Das subversive Potenzial der nunmehr verbreiteten intensiven *linearen* Lesepraktik führte zur Diffamierung der Praktik als Krankheitsbild, als Lesesucht und -wut. Durch die Begriffe »Sucht« und »Wut« wird das Bild eines konzentrierten, die Umwelt und damit einhergehende Ablenkung und Störung ausblendenden, nicht ansprechbaren, möglicherweise in angespannter Körperhaltung verharrenden Lesenden gezeichnet, der lange und intensiv liest.

Dabei treten nach Schön drei Veränderungen der körperlichen Komponente der Praktik auf: die *Visualisierung*, die *Möblierung* und die *Immobilisierung*.¹³² Visua-

126 Vgl. Schneider, »Frühe Neuzeit«, hier: S. 750.

127 Vgl. ebd., hier: S. 751.

128 Vgl. ebd., hier: S. 756.

129 Vgl. Chartier/Cavallo, »Einleitung«, hier: S. 10.

130 Vgl. Messerli, Alfred, »Leser, Leserschichten und -gruppen in der Neuzeit (1450-1850): Konsum, Rezeptionsgeschichte, Materialität«, in: Rautenberg, Ursula (Hg.), *Buchwissenschaft in Deutschland*, Berlin/Boston 2010, S. 443-502, hier: S. 469.

131 Schneider, »Frühe Neuzeit«, hier: S. 754.

132 Schön, *Der Verlust der Sinnlichkeit oder die Verwandlungen des Lesers*, S. 29.

lisierung des Leseprozesses bedeutet, dass vornehmlich mit dem Auge und nicht wie beim Vorlesen auch mit Stimme und Ohren gelesen wird. Möblierung bezieht sich auf das gängige Lesedispositiv, bei dem ein Buch an einem Tisch gelesen wird und in Folge die Immobilisierung des Körpers eintritt. Die Möblierung im Kontext institutionell gebundener Lektüre ist nachvollziehbar, lässt sich jedoch nicht auf die Mode des Lesens in der freien Natur zur selben Zeit übertragen.¹³³ Ute Schneider schlussfolgert aus der von Schön beschriebenen Trias eine Reduktion der Körperlichkeit im Leseprozess.¹³⁴ Zugleich stellen Formen der Möblierung, wie etwa in der Bedienung von Agostino Ramellis Bücherrad im 16. Jahrhundert oder Raymond Roussels Lesemaschine Anfang des 20. Jahrhunderts, eine Intensivierung des Körperkontaktes mit dem Lesemedium und der einzuübenden Techniken dar.¹³⁵

Die Moderne zeichnet sich durch die schichtenübergreifende Rezeption einer Reihe neuer wie auch bewährter Medien aus. Kino, Theater, Rundfunk sowie eine Vielzahl moderner Freizeitangebote wie »Musikdarbietungen, Tanzveranstaltungen, Kirmes, Jahrmärkte und der Ausflug ins Grüne mit dem Ansteuern eines Gartenlokals«¹³⁶ traten einerseits konkurrierend zum Lesen in Erscheinung. Die Industrialisierung des Literaturbetriebs ermöglichte andererseits ein umfangreiches und heterogenes Angebot an Lektürematerial, darunter Kalender, Romane, Romanhefte, Zeitungen, Tages- und Wochenzeitschriften, Broschüren und Einblattdrucke. Die Lektüre von Zeitschriften in Kaffeehäusern ermöglichte die Nutzung einer kostenfreien Auslage. Zugleich gibt das Kaffeehaus-Dispositiv Aufschluss über die soziale Komponente der Lesepraktik:

Jeder hatte seinen Platz in der intellektuellen Hierarchie, den er in erster Linie durch die Fähigkeit zur Pointe erobern und verteidigen mußte [sic!], sehr oft auf Kosten der anderen, wie Ramón del Valle-Inclán's Fall beweist, dessen beißender Spott dazu führte, daß [sic!] er bei einem nicht mehr so ganz literarischen Raufhandel in einem Madrider Kaffeehaus den linken Arm verlor.¹³⁷

Aus Rößners Schilderung lässt sich entnehmen, dass es in literarischen Kaffeehäusern zu Austauschkommunikation und Unruhe kommen konnte. Sie stehen im Gegensatz zur konzentrierten Ruhe des Bibliotheksdiskurses. Neben dem Genuss von Getränken und Tabakwaren diente der Ort demnach nicht nur der eigenständigen Lektüre, sondern war auch Schauplatz literarischer Vorträge, auf deren Rezep-

133 Vgl. ebd., S. 123-168.

134 Vgl. Schneider, »Frühe Neuzeit«, hier: S. 755.

135 Vgl. Schulz, Christoph Benjamin, *Poetiken des Blätterns*, Hildesheim/Zürich/New York 2015, S. 158-161.

136 Schneider, Ute, »Moderne«, in: Rautenberg/Schneider (Hg.), *Lesen*, S. 765-792, hier: S. 768.

137 Vgl. Rößner, Michael, »Das literarische Kaffeehaus. Zu den Besonderheiten von Literaturproduktion und -rezeption im Kaffeehaus«, in: Burkert, Günther R. (Hg.), *Grenzenloses Österreich*, Bd. 1, Wien 1997, S. 97-102.

tion direkte Kritik folgen konnte. Lesen ist hier, wenn auch die hauptsächlich, eine von vielen Tätigkeiten, die parallel ausgeführt werden. Die Form dieser Vorträge oder Lesungen wandelt sich ab Mitte des 19. Jahrhunderts: »In Dichterkreisen [...] lasen Autoren vor anderen Autoren.«¹³⁸ Das Wiederbeleben der Vorlesepraktik geht mit dem Erstarken der Autorfigur einher und führt zu einer erneuten gleichzeitigen Präsenz der Körper von Hörenden und Sprechenden. Öffentlich Lesende bedienen sich zudem wie Schauspielende der Ausdrucksmöglichkeiten ihres Körpers, wodurch die Mehr-Kanal-Kommunikation des Mündlichen erzeugt wird.¹³⁹ Das Vorlesen birgt gegenüber dem stillen Lesen auch den Vorteil, dass jedes Wort artikuliert und somit tatsächlich gelesen werden muss. »Stellen [...], über die der nach fortschreitender Handlung begierige Leser hinwegginge,«¹⁴⁰ können vom Vorlesenden nicht ausgelassen, sondern im Gegenteil sogar besonders betont werden.

Während im 18. Jahrhundert eine Lesewut oder -sucht für die Romanlektüre konstatiert wurde, galt nun das Zeitunglesen als exzessiv. Auswahlmöglichkeiten und Zugang zu Lektürematerial sind am Ende des 19. Jahrhunderts allgegenwärtig. Der Vertrieb reichte von Sortiments- und Warenhausbuchhandel über Kolportage- und Reisebuchhandel bis hin zum Bahnhofsbuchhandel. Die Medienvielfalt, die in der Moderne vorherrschte, führte zu einem Nebeneinander zahlreicher unterschiedlicher Lesemodi.

Ab der Mitte des 19. Jahrhunderts gehörten Plakatsäulen, wie die Litfaßsäule, zum allgemeinen Stadtbild und ermöglichten die konzentrierte öffentliche Präsentation von Werbung und Nachrichten.¹⁴¹ Sie waren Orte des öffentlichen Lesens und der Austauschkommunikation. Überhaupt kann Lesen am Ende des 19. Jahrhunderts als Praktik mit starker sozialer Konnotation verstanden werden. »[D]as Lesen von Büchern ist zwar ein intimer Akt, weist aber nach Abschluss des Leseprozesses soziales Potenzial auf.«¹⁴² Auch Schneider verweist auf die Austauschkommunikation nach dem Lesevorgang. Zugleich gab es Dispositive, in denen der Leseakt selbst in einen sozialen Kontext gerückt wurde, wie die literarischen Vorträge in Studentengruppen, das Vorlesen von Briefen in bürgerlichen Gesellschaften¹⁴³ und die pädagogische (Vor-)Lesepraktik von Eltern und Kindern. Letztere birgt eine materielle Besonderheit, da die Kinderbücher einerseits Geschichten und Lyrik enthielten, andererseits mit Abzählreimen, Liedern und Bildern zu Fingerspielen,

138 Rühr, Sandra, »Inszenierungen des Lesens: Öffentliche literarische Lesungen von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart«, in: Rautenberg/Schneider (Hg.), *Lesen*, S. 853-882, hier: S. 866.

139 Vgl. ebd., hier: S. 856.

140 Weller, Maximilian, *Die fünf großen Dramenvorleser. Zur Stilkunde und Kulturgeschichte des deutschen Dichtungsvortrags von 1800-1880*, Würzburg-Aumühle 1939, S. 158.

141 Vgl. Rühr, »Inszenierungen des Lesens«, hier: S. 867.

142 Schneider, »Moderne«, hier: S. 773.

143 Vgl. Baasner, Rainer, *Briefkultur im 19. Jahrhundert*, Tübingen 1999, S. 1-36.

Tanzen und Zeigen animierten. Die Einbeziehung des Körpers und Verwendung affektiver Anreize¹⁴⁴ ist eine Voraussetzung für die Einübung der literarischen Praktik und ist bis heute ein wesentlicher Bestandteil der Medienpädagogik.¹⁴⁵

Die Lesenden der Moderne kamen nicht nur aus der bürgerlichen Schicht, die Leserschaft setzte sich milieuübergreifend zusammen. Die vorherrschende Lektürepraxis wurde vom jeweiligen Milieu beeinflusst. Für die Arbeiterschaft werden zwei Tendenzen von Lesepraktiken als charakteristisch beschrieben: erstens, das Lesen im Kontext von Alltagsritualen, d.h. Lesen und Vorlesen politischer Inhalte sowie Bildungslektüre, und zweitens, das öffentliche Lesen, Singen und Aufführen von politischem Theater im Rahmen von Parteiveranstaltungen.¹⁴⁶ Auch in ländlichen Gegenden Anfang des 20. Jahrhunderts ist die Lesepraktik heterogen ausgeprägt. Obgleich die Lektüreauswahl im Gegensatz zur Vielfalt städtischer Literaturlandschaften eingeschränkt war,¹⁴⁷ zeichnen sich auch hier zwei Richtungen ab: einerseits die traditionelle Lektüre religiöser Inhalte, wie Erbauungsliteratur und Bibel, andererseits die pragmatische Lektüre dessen, was Schneider Gebrauchsliteratur nennt: Rezepte, Rätsel, aber auch Gebetsammlungen.¹⁴⁸ Letztere scheinen durch ihren religiösen Kontext zunächst zur ersten Kategorie zugehörig, Schneider betont jedoch die ineinander übergehenden Grenzen zwischen informativer, unterhaltender und geistiger Lektüre zu jener Zeit auf dem Land.¹⁴⁹

Im Jahr 1920 trat das Phänomen des Bestsellers in Erscheinung, der »zur raschen Lektüre [verführte] [...] [und] konsumiert werden [konnte] wie andere Freizeitangebote auch.«¹⁵⁰ Zeitgenössische Werke wurden den Klassikern vorgezogen, das Unterhaltungspotenzial eines Textes wurde höher bewertet als die Reputation des Autors. Die Kanonverehrung des 19. Jahrhunderts und die damit einhergehende Zitation von Klassikerpässagen zur sozialen Distinktion verloren ihren Status zugunsten der eskapistischen Lektüre. Schneider befindet, nach dem ersten Weltkrieg seien Lesende nun vielmehr »Mediennutzer«¹⁵¹.

144 Nickel-Bacon, Irmgard, »Literarische Geselligkeit und neue Praktiken der Unterhaltung in der Kinder- und Jugendliteratur der Biedermeierzeit«, in: Ananieva, Anna, Böck, Dorothea, Pompe, Hedwig (Hg.), *Geselliges Vergnügen: Kulturelle Praktiken der Unterhaltung im langen 19. Jahrhundert*, Bielefeld 2011, S. 157–199, hier: S. 198.

145 Vgl. Ehmig, Simone C., Reuter, Timo (Hg.), *Vorlesen im Kinderalltag. Bedeutung des Vorlesens für die Entwicklung von Kindern und Jugendlichen und Vorlesepraxis in den Familien. Zusammenfassung und Einordnung zentraler Befunde der Vorlestudien von Stiftung Lesen, DIE ZEIT und Deutsche Bahn 2007–2012*, Mainz 2013.

146 Vgl. Schneider, »Moderne«, hier: S. 780–781.

147 Vgl. Schön, »Geschichte des Lesens«, hier: S. 51.

148 Schneider, »Moderne«, hier: S. 779.

149 Vgl. Schneider, *Sozialgeschichte des Lesens*, S. 196.

150 Schneider, »Moderne«, hier: S. 781.

151 Ebd., hier: S. 782.

Das Hörspiel als neue Literaturgattung ab 1924/25 generierte eine breite Hörerschaft und stellte ein weiteres Konkurrenzmedium zum Buch dar. Hier wird das Lesen statt von vielen, nur von einigen wenigen in den Rundfunkstationen übernommen. Man kommt zurück zur ursprünglichen Vorlesesituation, wie sie bis ins 13./14. Jahrhundert verbreitet war und im 19. Jahrhundert wiederbelebt wurde. Der Unterschied besteht darin, dass die Aufnahme- oder Übertragungssituation vor einem festgelegten auditiven Hintergrund stattfindet, der zudem Zwischenrufe des Publikums ausschließt. Vorlesende lesen in Abwesenheit ihrer Hörerschaft, die anwesenden Mitglieder der Radiotätigen nicht mitgerechnet, was den Akt gleichzeitig intim und sozial gestaltet. Rühr spricht von »kollektiver Einsamkeit«¹⁵².

Mit den Poetry Slams wird die Vortragstradition der Dichterkreise wieder aufgenommen. Der Unterschied besteht in der freien Zugänglichkeit der Poetry Slams, während die exklusiven Lesekreise des 19. Jahrhunderts nicht gänzlich für die Öffentlichkeit zugänglich waren. Ihr Eventcharakter macht das Format der Poetry Slams attraktiv für die nach Erleben strebende Gesellschaft der Moderne und Spätmoderne.¹⁵³ Buchgemeinschaften ermöglichten nun einen preiswerten Zugang zu Lesematerial. Auch sie können als Anknüpfung an Lesegesellschaften des 18. und 19. Jahrhunderts betrachtet werden. Zudem boten sie eine Möglichkeit, der Überforderung durch das Lektüreangebot zu entgehen. Länge und Komplexität der Lesestoffe und die jeweils durchgeführte Lesepraktik waren noch immer abhängig vom Berufs- und Bildungshintergrund der Lesenden.¹⁵⁴

Die mediale Beschaffenheit und Anordnung der Zeitung gab ein Spektrum an Lektüremöglichkeiten vor, aus denen Lesende frei und bedürfnisorientiert wählen konnten. Das Format adaptierte die Struktur des bereits etablierten Nachrichtenbriefes sowie »die unkommentierte Aneinanderreihung von Ereignisberichten aus verschiedenen Korrespondenzorten.«¹⁵⁵ Die Übernahme der bekannten Textorganisation ermöglichte der Leserschaft »vertraute Lesestrategien der Buch- bzw. Nachrichtenlektüre auf das neue Medium [zu] übertragen.«¹⁵⁶ Die Ähnlichkeit der

152 Rühr, »Inszenierungen des Lesens«, hier: S. 870.

153 Vgl. Masomi, Sulaiman, *Poetry Slam: Eine orale Kultur zwischen Tradition und Moderne*, Paderborn 2012.

154 Vgl. Schneider, »Moderne«, hier: S. 783f.

155 Blome, Astrid, »Zeitung und Zeitschrift«, in: Rautenberg/Schneider (Hg.), *Lesen*, S. 337-360, hier: S. 338.

156 Ebd., hier: S. 338; vgl. Droste, Heiko, »Einige Wiener briefe wollen noch publiciren«. Die Geschriebene Zeitung als öffentliches Nachrichtenmedium«, in: Bauer, Volker, Böning, Holger (Hg.), *Die Entstehung des Zeitungswesens im 17. Jahrhundert. Ein neues Medium und seine Folgen für das Kommunikationssystem der Frühen Neuzeit*, Bremen 2011, S. 1-22; Böning, Holger, »Gewiß ist es/daß alle gedruckte Zeitungen erst geschrieben seyn müssen«. Handgeschriebene und gedruckte Zeitungen im Spannungsfeld von Abhängigkeit, Koexistenz und Konkurrenz«, in: Scholz Williams, Gerhild, Layher, William (Hg.), *Consuming news. Newspapers and print culture in early modern Europe (1500-1800)*, Amsterdam 2008, S. 203-242; ders., »Handgeschriebene

Seitengestaltung der Zeitung mit der des Buches veranlasste zunächst zum *linearen* Lesen.¹⁵⁷ Bis ins 18. Jahrhundert publizierte man Zeitungen

[...] im Format bzw. Umfang eines halben Bogens von vier Quart- oder acht Oktavseiten. Der einspaltige Druck von rund 3000 bis 3500 Schriftzeichen in kleinem Schriftgrad (Petit, 8 bis 10 Punkt) umfasste meist 30 bis 40 kompress gesetzte Zeilen im Blocksatz.¹⁵⁸

Mit der typographischen Einheitlichkeit und der Dichte der Textblöcke erschienen alle Meldungen als gleichwertig. Lesende waren aufgrund der fehlenden Strukturierung noch »zur Lektüre der vollständigen Korrespondenzen gezwungen, um die [...] interessante Information herauszufiltern.«¹⁵⁹ Die kognitiven Anforderungen an Lesende nahmen mit steigendem Umfang der Nachrichten zu. Eine nach Orten geordnete Inhaltsangabe diente in späteren Ausgaben zur Orientierung im Text. Diese Navigationshilfe vereinfachte den individuellen Einstieg in den Text und begünstigte ein *informierendes* und *selektierendes* Lesen. »[A]ufgrund des geringen Umfangs, der Exklusivität des Mediums, der Relevanz des Inhalts für die Leser und der Kosten für den Erwerb«¹⁶⁰ kann jedoch davon ausgegangen werden, dass ein solches unvollständiges Lesen zu jener Zeit nicht stark verbreitet war. Die Kollektivlektüre und das Zeitunghören waren hingegen verbreitete Praktiken.¹⁶¹ Demzufolge erstarkt das Vorlesen als Lesemodus erneut und Stimme und gemeinsame Rezeption bestimmen den Leseakt.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts beförderte das Zeitungsformat zunehmend das *selektierende* Lesen. Typographische Hervorhebungen wie fett gedruckte Überschriften und unterschiedliche Schriftgrößen sowie die Setzung von Einzelbeiträgen führten zu größerer Übersichtlichkeit. Diese Orientierungshilfen wurden aufgrund des steigenden Textumfanges notwendig, den die Lesenden, in der ihnen zur Verfügung stehenden Zeit, nur noch schwer bewältigen konnten. Zugleich implizierten Zeitschriften, als wöchentliches Format, ein intensives, *lineares* und *konsultierendes* Lesen.¹⁶² Das Familienblatt mit 16 Seiten pro Woche kombinierte »Unterhaltung, Belehrung und Aufklärung [...] mit Novellen und Romane[n] in Fortsetzungen«¹⁶³. Die Zusammensetzung aus Bild und Text ließ

und gedruckte Zeitung im Spannungsfeld von Abhängigkeit, Koexistenz und Konkurrenz«, in: Bauer, Volker, ders. (Hg.), *Die Entstehung des Zeitungswesens im 17. Jahrhundert. Ein neues Medium und seine Folgen für das Kommunikationssystem der Frühen Neuzeit*, Bremen 2011, S. 23–56.

157 Vgl. Blome, »Zeitung und Zeitschrift«, hier: S. 341.

158 Ebd., hier: S. 338.

159 Ebd., hier: S. 339.

160 Ebd.

161 Vgl. Blome, »Zeitung und Zeitschrift«, hier: S. 342.

162 Vgl. ebd., hier: S. 345, 347–348.

163 Ebd., hier: S. 350.

unterschiedliche Leseebenen zu: so war es möglich, sich *betrachtend*, *selektierend* und punktuell *informierend* durch die Zeitschrift zu arbeiten, d.h. zu blättern und zu überspringen oder aber *linear* intensiv den kompletten Inhalt zu erfassen. Mit zunehmendem Bildmaterial nahm die *selektierende* Lektüre weiter zu, sodass »Kritiker einen Zusammenhang von Illustration und ›Volksverdummung‹ herstellten.«¹⁶⁴ Dieser These entgegen stehen Aufsätze in Fachmagazinen, die sich der fundierten Information verschreiben und dennoch ausgiebig bebildert sind oder Graphic Novels, die mit aufwendigen Illustrationen gestaltet sind und einen festen Platz in der Literatur innehaben. Zudem sind Kombinationen von Schrift und Bild bereits seit den Hochkulturen der Antike überliefert. Wie die Illustration wird auch die Typographie einerseits als störend andererseits als unterstützend wahrgenommen. So gilt »die typographische Gestaltung [...] als Einflussfaktor auf die Sinnkonstruktion«¹⁶⁵, die einerseits dazu führen kann, dass »Nichtzusammengehöriges [...] durch typographische Mittel in Beziehung gesetzt [wird], um Emotionen zu wecken.«¹⁶⁶ Andererseits soll sie unbemerkt strukturieren, nicht aber vordergründig wahrgenommen werden.¹⁶⁷ Sowohl der Einsatz von Bildern als auch von typographischen Gestaltungselementen muss daher immer dem Kontext angepasst und auf seinen Einfluss auf die Lesepraktik hin befragt werden.

Die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts war von Kriegen bestimmt und brachte daher sehr spezifische Veränderungen der Lesepraktik mit sich. Romane wurden zu Propagandazwecken gefördert und wie andere vorhandene Medien zur Verbreitung der NS-Ideologie genutzt.¹⁶⁸ Nach dem zweiten Weltkrieg konnte das Lektüreangebot aufgrund der Ressourcenknappheit die Nachfrage der Lesenden nicht decken. Neue Verlage und Druckereien waren noch im Aufbau begriffen. Im Jahr 1946 druckte der Rowohlt-Verlag erstmals vollständige Romane »mit Schwarz-Weiß-Zeichnungen, einem Nachwort und einer direkten Ansprache an die Leser«,¹⁶⁹ woran vier Jahre später das Taschenbuch mit Klebebindung an-

164 Ebd., hier: S. 350f.

165 Ebd., hier: S. 355; vgl. Rehe, Rolf E., *Typografie und Design für Zeitungen*, Darmstadt 1986.

166 Blome, »Zeitung und Zeitschrift«, hier: S. 354.

167 Vgl. ebd., hier: S. 356; vgl. Rehe, *Typografie und Design für Zeitungen*, S. 42.

168 Vgl. Schneider, »Moderne«, hier: S. 786-787. Für den komplexen Sonderfall der Zwischenkriegszeit und des Zweiten Weltkriegs vgl. Graf, Werner, *Lesen und Biographie. Eine empirische Fallstudie zur Lektüre der Hitlerjugendgeneration*, Tübingen/Basel 1997 sowie überblicksartig zum 20. Jahrhundert mit den spezifischen Themen der Arbeiterbewegung, Medienmacht und Masse, der Unterhaltungs- und Kinderliteratur sowie ddruner Zensur vgl. Schön, »Geschichte des Lesens«, hier: S. 52-58.

169 Kübler, Hans-Dieter, »Lesen und Medien in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts«, in: Raubenberg/Schneider (Hg.), *Lesen*, S. 793-812, hier: S. 797.

schloss.¹⁷⁰ Ab 1949 stieg das Angebot von Tages- und Wochenzeitungen rasant an. Diese waren nun mit Konsumwerbung versehen,¹⁷¹ die mit dem Ziel, die Aufmerksamkeit der Lesenden auf sich zu ziehen, eine Ablenkung vom konzentrierten Leseprozess darstellte. Die Zeitungen wurden nun weniger über Abonnements bezogen. Lesende bevorzugten die spontane Auswahl zwischen Jugend-, Programm-, Politik- und Kulturzeitschriften an Zeitungsständen.¹⁷² Hierin und im zunehmenden Erfolg von Illustrierten zeigt sich, dass die Leserschaft ihre Bedürfnisse nicht durch Lesen im Allgemeinen, sondern nach individuellen Kriterien hinsichtlich des Lektürematerials befriedigte.

Die Beschleunigung von Druck- und Konsumverfahren wirkte sich erheblich auf die Lesepraktik aus. Lesende, die nun kontinuierlich neues Material angeboten bekamen, mussten die Geschwindigkeit ihrer Lektüre erhöhen, um dem Angebot nachzukommen oder konnten die Inhalte nur unvollständig erfassen. Hans-Dieter Kübler beschreibt für die Zeit nach 1955, dem Ende der sogenannten Trümmerzeit, wie sich die arbeitsfreie Zeit »vornehmlich im behaglich ausgestatteten Heim mit häuslichen Tätigkeiten [...], aber auch dem Lesen von Zeitungen, Illustrierten und Büchern«¹⁷³ gestaltete. Man las vorwiegend Programmzeitschriften, in denen Fortsetzungsromane enthalten waren.¹⁷⁴ In diesem Format wechseln sich *informierendes* Lesen der Programminformationen und *lineares* Lesen der Romanabschnitte ab. Im Jahr 1960 generiert unterhaltende Lektüre mit 23.000 Neuerscheinungen in Büchern sowie unzähligen Publikumszeitschriften und Heften eine hohe Nachfrage. Aus den zwei marktführenden Titeln lassen sich erneut die beiden Richtungen des Spektrums der Lesepraktik ablesen, die auch am Anfang des Jahrhunderts die Nachfrage bestimmten: diese waren die Bibel und Dr. Oetkers-Backbuch.¹⁷⁵ *Selektierendes* und *informierendes* Lesen wurden durch das zunehmende Angebotsspektrum weiter aktiv befördert. Entsprach das Lektürematerial nicht den Bedürfnissen der Lesenden, fanden sie an Zeitungsständen und in Buchhandlungen Alternativen und Lesende waren nicht gezwungen, sich mit den abgelehnten Inhalten auseinanderzusetzen. Hier findet eine zunehmende Ausrichtung der Mediennutzung der Lesenden auf die eigenen Bedürfnisse, Vorlieben und Standpunkte statt,

170 Vgl. Ziegler, Edda, *Rowohlts Rotations Romane 1946-1949*, Wiesbaden 1997, S. 125-136, hier: S. 127.

171 Vgl. Kübler, »Lesen und Medien in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts«, hier: S. 798.

172 Vgl. ebd., hier: S. 798.

173 Kübler, »Lesen und Medien in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts«, hier: S. 797.

174 Vgl. ebd., hier: S. 798.

175 Vgl. ebd., hier: S. 799; vgl. Schildt, Axel, Siegfried, Detlef, *Deutsche Kulturgeschichte. Die Bundesrepublik von 1945 bis zur Gegenwart*, München 2009, S. 114.

die im Rahmen des *Uses-and-gratification*-Ansatzes behandelt und im Begriff der *convenience* zusammengefasst wird.¹⁷⁶

Betrachtet man die Entwicklung des Zeitungsmediums Ende des 20. Jahrhunderts, wird der Wechsel zwischen »selektive[r] Zeitungslektüre und [...] konsultierende[m] Lesen einzelner Zeitungsteile«¹⁷⁷ deutlich. In ihrer Lesertypologie sprechen Hans-Jürgen Bucher und Peter Schumacher von »textorientierten Durchlesern« und »eher visuell orientierten Scannern.«¹⁷⁸ Der Anstieg des Umfangs der Zeitung »von etwa 35 Seiten pro Tag 1989 auf fast 38 im Jahre 1994«¹⁷⁹ ist auf die vielfältige inhaltliche Ausrichtung zurückzuführen, die neben Faktenvermittlung auch Themenbereiche wie Kochen, Umwelt, Gesundheit, Reisen, Sport etc. umfasste. Selektions- und Orientierungshilfen gehörten und gehören zum festen Gestaltungsbild des Formats und helfen den Lesenden nicht nur bei der Bewältigung des Angebots, sondern hierarchisieren zugleich die Relevanz der Beiträge (Schriftgröße, Hervorhebungen, Positionierung). Der kognitive Anspruch wird durch diese Vorauswahl gesenkt. Gleichzeitig werden Lesende in aktuellen Formaten stärker einbezogen, indem zum einen mehr Gefühlsansprachen gedruckt werden und zum anderen die Rubrik der Leserbriefe und -beiträge aufgenommen wurde.¹⁸⁰ Teilhabe durch Leserbriefe, große Auswahlmöglichkeit seitens der Leserschaft und die typographische Hervorhebung zur Steuerung der Wahrnehmung des Textbildes sind die maßgeblichen Neuerungen der Zeitung in ihrer aktuellen Form.

Das vermehrte Aufkommen des Fernsehens stellte in den 1960er Jahren ein weiteres Konkurrenzmedium zu den vorhandenen Lesemedien dar, das mit zunehmender Senderzahl an Abwechslung und somit an Potenzial zur Bedürfnisbefriedigung gewann. Sobald der Zuschauer das Interesse am laufenden Programm verlor, war er nur einen Knopfdruck entfernt von potenziell attraktiveren Inhalten. In der Mediennutzung findet dementsprechend eine zunehmende Gewöhnung an Benutzerfreundlichkeit bzw. *convenience* statt.

Lesen am Fernsehgerät war nur möglich, wenn die Schrift ausreichend lang eingeblendet wurde. Andernfalls blieb es den Bedingungen des *automatistischen* Lesens unterworfen, bei dem das Erfassen der Einzelworte oder Wortgruppen unwillkürlich erfolgt. Die visuelle Kultur und die »neue Bilderwelt des Fernsehens«¹⁸¹

176 Zum *Uses-and-gratification*-Ansatz im Allgemeinen vgl. Schweiger, *Theorien der Mediennutzung*, S. 60-136.

177 Blome, »Zeitung und Zeitschrift«, hier: S. 352.

178 Bucher, Hans-Jürgen, Schumacher, Peter, »Tabloid versus Broadsheet. Wie Zeitungsformate gelesen werden«, in: *Mediaperspektiven* 10 (2007), S. 514-528; vgl. Blome, »Zeitung und Zeitschrift«, hier: S. 355.

179 Schönbach, Klaus, »Zeitungen in den Neunzigern – Faktoren ihres Erfolgs«, in: Stiftung Lesen (Hg.), *Lesen im Umbruch*, S. 121-133, hier: S. 125.

180 Vgl. ebd.

181 Blome, »Zeitung und Zeitschrift«, hier: S. 354.

fürten zur Veröffentlichung noch stärker bildbetonter Zeitungsformate. Folglich wurde der Verfall der Lesekultur prognostiziert.¹⁸² Die Tendenz, die Lesebedürfnisse aus kommerziellen Gründen befriedigen zu wollen, führte zur zunehmenden Darstellung von Sachverhalten in Bildern, die für Rezipienten leichter und schneller zu erfassen waren als Texterklärungen. Hier beginnt die Einübung visueller Muster und Wahrnehmungspraktiken, die im digitalen Raum zu einer Umformung des Lesens führt: die vorgebliche Passivität am Bildschirm, die nur einen Knopfdruck entfernten Alternativen und damit einhergehend die Praktik des Zappens. Die Mediennutzung im Sinne der spielerischen Immersion steht dabei vor der inhaltlichen Involviertheit.

Die bildorientierte Entwicklung der Lesemedien setzt bereits 1951 mit dem Comic ein, das Bild-Texte in bisher unüblicher Länge anbietet. Ende der 1960er Jahre waren die sequenziellen Hefte bereits nicht mehr nur auf kindliche Lesende ausgerichtet. Hans-Ulrich Wehler nimmt an, dass die einfache Struktur der Bildgeschichten den Bedürfnissen jener Lesenden entsprach, die bis dahin wenig Beachtung im Literaturbetrieb gefunden hatten. Außerdem boten sie mit zum Teil phantastischen Inhalten eine eskapistische Alternative zur politisierten Literatur der 1960er Jahre.¹⁸³ Zugleich stellt die Neuerung des Comicformates eine Wiederentdeckung der religiösen Text-Bildgeschichten des 12. Jahrhunderts in Form von Wand- und Altarmalereien dar.

Zur Popularisierung der Lektüre umfangreicher, mehrbändiger Werke animiert das Fantasy-Genre ab den 1950er Jahren, das mit der Veröffentlichung der von John R. R. Tolkien verfassten Trilogie *The Lord of the Rings* (1954/1955) global in Erscheinung tritt.¹⁸⁴ Die Entwicklung setzt sich fort: Joanne K. Rowlings siebenbändiger Epos *Harry Potter* (1997–2007) und George R. R. Martins bisher fünfbandiges Werk *A Song of Ice and Fire* (1996 – 2011) generieren eine große Leserschaft in Zeiten, in denen der Diskurs um die gefährdete Lesekultur nicht abbricht. Kübler erklärt diesen Widerspruch nach der Auswertung einschlägiger Leseforschungsberichte mit einer »mehr oder weniger stabile[n] Dreiteilung der Bevölkerung in Viel-, Wenig- und Nichtleser von Büchern.«¹⁸⁵ War vor der Vollalphabetisierung im 19. Jahrhundert die Rede vom prozentualen Anteil der Leserschaft einer Bevölkerung, bezog sich dies auf deren angenommene Literalität. Im 20. Jahrhundert erfolgt die zusätzliche Unterscheidung zwischen jenen, die die Kulturtechnik Lesen theoretisch beherrschen und denen, die sie praktisch

182 Vgl. ebd.

183 Vgl. Kübler, »Lesen und Medien in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts«, hier: S. 804; vgl. Wehler, Hans-Ulrich, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Bd. 5: Bundesrepublik und DDR 1949–1990*, München 2008, S. 389f.; vgl. Blome, »Zeitung und Zeitschrift«, hier: S. 354.

184 Vgl. Kübler, »Lesen und Medien in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts«, hier: S. 805.

185 Ebd., hier: S. 802.

ausführen. Da Lesen als Praktik in einer Schriftgesellschaft allgegenwärtig ist, bezieht sich der Begriff hier auf das Lesen umfangreicherer Texte, wie Kübler in seinem Zusatz »von Büchern« konkretisiert.

Der zunehmende Handlungsspielraum der Rezipierenden steht ab den 1990er Jahren im Mittelpunkt. Gerhard Schulze spricht von einer *Erlebnisgesellschaft*, die sich durch »Zunahme der Möglichkeiten persönlichen Handelns [und] bestmögliche Bedürfnisbefriedigung des Einzelnen«¹⁸⁶ auszeichnet. Das Bedürfnis der Leserschaft nach mehr Handlungsspielraum und Erleben trifft auf die technischen Möglichkeiten am Ende des 20. Jahrhunderts, als das Internet für die Öffentlichkeit verfügbar wird. Ähnlich wie die Entdeckung des Papiers als Trägermedium – im 1. Jahrhundert in China, im 12. Jahrhundert in Europa – verläuft auch die Digitalisierung prozessual und nicht in Form einer technischen Revolution, die die bisherige Mediennutzung vollständig ersetzt.

Der Wandel der Ausgabeformate und die damit einhergehenden entstehenden Lesepraktiken führen zu einer Vervielfältigung von Praktiken, die parallel ausgeführt werden. Kritische Stellungnahmen gegenüber neuen Technologien begleiten deren Erscheinung ebenso konstant wie die Übernahme bekannter Routinen im Umgang mit dem neuen Medium. Lesebedürfnisse und Technologien unterlaufen dabei immer wieder wechselseitige Anpassungen, wie bspw. typographische Gestaltung hinsichtlich besserer Lesbarkeit oder die Gewöhnung und darauffolgende Erwartung an Gegebenheiten der neuen Technologien, wie gesteigerte Kapazität, Transportabilität und leichte Handhabung. An die Formatgeschichte des analogen Lesens knüpft die digitale Formatgeschichte an, während erstere in ihrer Entwicklung nicht abgeschlossen ist.

2.5 Kontrastgeschichte: Materialität, Körperlichkeit und Medialität digitaler Trägermedien

Auch die Entwicklung des digitalen Lesens lässt sich anhand einer Materialitätsgeschichte der Lesemedien erzählen. Von der Rechenmaschine über den ersten Personal Computer bis hin zum Smartphone können Nutzungspraktiken identifiziert werden, die vom Schalten zum *Swipen* (Wischen) reichen. Diese Entwicklungen werden im Folgenden dargestellt.

Mit dem Wort *digital* werden Vorgänge, Daten und Techniken bezeichnet, die auf der Grundlage einer begrenzten Anzahl von Ziffern, z. B. des Dezimal- oder Du-

186 Rühr, »Inszenierungen des Lesens«, hier: S. 874; vgl. Schulze, Gerhard, *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart*, Frankfurt a.M./New York 2005, S. 33.